

IV.FORUM

Lutz Friedrichs

Mit dem Zweiten sieht man besser?

„Alternative“ Gottesdienste als liturgische Herausforderung

Dr. Lutz Friedrichs ist Leiter der gemeinsamen Arbeitsstelle für gottesdienstliche Fragen der EKD.

Wer Menschen fragt, wie sie Gottesdienste erleben, erhält nicht selten die Antwort: „Die haben mit meinem Leben nichts zu tun!“ „Alternative“ Gottesdienstformen sehen das als Herausforderung: Sie bemühen sich um Formen und Stile, die Menschen das Gefühl geben, Kirche habe etwas mit ihrem Leben zu tun.

Es könnte der Eindruck entstehen, dass dieses „Zweitprogramm“ alternativer Formen jenseits der Agenda besser sei als das „Erstprogramm“, die agendarischen „Normalgottesdienste“ am Sonntagmorgen. Sind diese nur noch ein „spirituelles Auslaufmodell“¹? Oder anders gefragt: „Sieht man mit dem Zweiten besser?“

Ich werde dieser Frage an Hand von zwei Beispielen konkret nachgehen. Dabei werde ich die noch grundlegendere Frage stellen, worin und für wen das „Alternative“ eigentlich besteht. Fasst man alternativ im Sinn von „innovativ“,² eröffnet sich liturgisch gesehen noch einmal ein ganz anderes Feld.

Krise des Sonntagsgottesdienstes als Kultritual

Bereits frühe empirische Untersuchungen zum Gottesdienst haben gezeigt, dass die Krise des Gottesdienstes, ablesbar an sinkenden Teilnahmezahlen, letztlich nicht in seiner Gestaltung wurzelt. Die Ursache dafür muss tiefere Gründe haben: Neben Wertewandel, Veränderungen in der Sonntagskultur und Verlust der sozialen Abstützung des Gottesdienstes ist insbesondere seine rituelle Struktur zu nennen.

Religionssoziologisch gesehen ist Gottesdienst, wie er am Sonntagmorgen gefeiert wird, ein „Kultritual“. Anders als lebenszyklische Rituale bearbeitet dieser Gottesdiensttyp nicht existenzielle Ungesicherheit an biografischen Übergängen, sondern vergewissert religiöse Gemeinschaften ihres Ursprungs. Dazu werden Elemente des Ursprungsmythos „symbolisch nachvollzogen“³. Die Lesungen im Gottesdienst beispielsweise sind eine solche Form symbolischer Ursprungserinnerung: Die Gemeinde wird, indem sie Gottes Wort hört, an ihren Ursprung erinnert und lobt Gott feierlich für dieses Ereignis (Halleluja). Man kann auch sagen, dass diesen rituell vollzogenen Lesungen eine

Art „kanonische Heiligkeit“ zukommt.⁴

Angesichts dessen ist eine wesentliche Ursache der Gottesdienstkrise im „modernen“ Verlust eines metaphysischen Ordnungsgefühls zu vermuten: „Das Ende einer metaphysischen Weltsicht erschwert gottesdienstliche Praxis in ihrer ursprünglichen Absicht. So wird der Gottesdienst bedürfnisabhängig, auf Zielgruppen hin orientiert. In dem allen verliert er an Selbstverständlichkeit und an jener geistlichen Gelassenheit, von der Liturgie eigentlich geprägt sein müsste.“⁵ Auf das Beispiel der Lesungen bezogen, tritt mit dieser Entwicklung an die Stelle ihrer kanonischen eine existenziell-personelle Heiligkeit: Ihr Wert wird daran bemessen, ob sie einen Beitrag leisten zur individuell-biografischen Sinnsuche.

Von daher wird ansatzweise verständlich, was an alternativen Gottesdiensten anders ist: Sie richten sich nach dem Lebensgefühl der Menschen, nehmen ihre Fragen und Themen auf und gehen, mit unterschiedlichen Akzentsetzungen, davon aus, dass Gott nicht mehr selbstverständlich ist – und vor allem nicht mehr: der kirchlich-agendarische Zugang zu ihm. Nicht zufällig wird oft auf die zentralen agendarischen Symbole Talar, Gesangbuch und Bibel verzichtet.

Ist damit das „Alternative“ bereits markiert? Dass, um nochmals auf das Beispiel zurückzukommen, an die Stelle der Lesungen ein Theaterstück (GoSpecial) oder ein anderes säkulares Sinnangebot (Nachteulen) tritt?

Zwei Beispiele: GoSpecial undachteulengottesdienste

Ich werde im Folgenden „GoSpecial“ und „Nachteulengottesdienste“ als zwei „alternative“ Gottesdienstformen vorstellen. Beide sind Mitte der 1990er Jahre als Teil einer Bewegung entstanden, die in unterschiedlicher Art und Weise versucht, Menschen eine Heimat zu bieten, die sonst nur selten oder nie kommen: in Gottesdiensten speziell für „Suchende“ bzw. „Kirchendistanzierte“ bzw. „Kirchenferne“.

*Wenn die Schwelle zur Heimat wird:
Go Special Niederh chstadt*

Das Projekt ist in der Andreaskirche Niederh chstadt entstanden. GoSpecial ist nur eine unter fünf anderen Gottesdienstmodellen und in ein missionarisches Gesamtkonzept eingebettet. Dieser Gottesdienst – und oft wird

1 G. Sch tzler / S. Zimmer, Wohin gehen dieachteulen? Stuttgart/Gütersloh 1998, 7.

2 Siehe dazu Chr. Grethlein, Alternative Gottesdienste. Eine Herausforderung für die Theologie des Gottesdienstes und des Gemeindeaufbaus, in: I. Mildnerberger / W. Ratzmann (Hg.), Jenseits der Agenda?, Leipzig 2003, 9-23.

3 K.-F. Daiber, Pastoralsoziologie, Stuttgart 1996, 205.

4 J. K gler, Moses, Jesus und der kleine Prinz?, BiKi 57 (2002), 188-192.

5 K.-F. Daiber: Gottesdienst als Mitte – Ende eines Mythos?, ZGP 11 (1993), 20.

gefragt, ob es denn überhaupt einer sei – soll nur das Zugangstor zur aktiven, sich in Hauskreisen organisierenden Gemeinde sein.

Der Ablauf hat eine feste Form.⁶ Nach einer unterhaltsamen Eröffnung (Moderation, Filmausschnitt, Livemusik) folgt ein Theaterstück. Es setzt das Thema in Szene. Die Predigt nimmt das offene Ende des Theaterstücks auf und antwortet auf dessen Fragen. Das ist eine höchst symbolische Konstellation: An die Stelle der Schriftlesung rückt das Theaterstück, an die Stelle der biblischen Schriftauslegung von der Kanzel aus tritt die Auslegung des „Lebens“ vom Bistrotisch aus. Die Predigt ist eine Themenpredigt. Kernsätze werden auf der Videoleinwand eingeblendet. Danach spielt die Band Lobpreislieder aus eigenem Repertoire, stimmungsvoll, harmonisch, leicht erlernbar.

Die Musik gibt Zeit zum Nachdenken, Zeit auch, um Zettel auszufüllen: Fragen an den Prediger für das folgende Kreuzverhör, Gebetsanliegen für den Fürbittenteil. Die Fürbitten des Publikums werden von einem Gebetsteam eingesammelt und (zusammenfassend) vorgetragen. Dieser Teil ist emotional dicht. Es folgt das Vaterunser. Der Text ist auf Video zu sehen, keiner schaut darauf – alle kennen den Text. GoSpecial endet mit einem Segenslied, Schlussansagen und einem „Abspannlied“, dem Thema entsprechend.

Der konzeptionelle Anspruch von GoSpecial war und ist eigentlich, liturgische Schwelle zum „Eigentlichen“ zu sein. Dieser Anspruch ist nicht einlösbar. Mit Erstaunen hat das Team feststellen müssen, dass sich inzwischen eine eigene GoSpecial-Gemeinde konstituiert hat: die Schwelle ist zur Heimat geworden.

Alles fließt: Ludwigsburgerachteulengottesdienste

Wie GoSpecial, ist auch das Projekt der Ludwigsburgerachteulengottesdienste Mitte der 1990er Jahre entstanden. Es geht auf die Initiative von Pfarrer Georg Schützler zurück. Auch derachteulengottesdienst ist, wie bei GoSpecial, eine Ergänzung zum „normalen“ Gottesdienstangebot der Friedenskirchengemeinde Ludwigsburg. Seinem Anspruch nach ist derachteulengottesdienst ein „spirituelles Angebot für Kirchenferne“. Es findet einmal im Monat am Sonntagabend um 18.00 Uhr (Winter) bzw. 19.00 Uhr (Sommer) in der Friedenskirche statt und wird von etwa 1.000 Menschen besucht. Zusätzlich zu den Abendgottesdiensten wird ein psychotherapeutisch-weisheitliches Begleitprogramm angeboten (Lebensweisheiten aus den Märchen; Meditation; szenisches Spiel, Theater). Der Ablauf des Gottesdienstes lässt ein Grundmuster erkennen, das dem Anliegen entspricht, einen spirituellen Prozess zwischen Meditation und Reflexion zu eröffnen.⁷ Von Anfang an war klar: Gesucht wird eine „Form christlicher Spiritualität im postkonfessionellen Zeitalter“. Da-

für sei ein „Basteln an der alten Form“⁸ nicht in Frage gekommen.

Der Gottesdienst beginnt mit populärer Musik. Eine Eröffnungsphase stimmt mit einem Gedicht Erich Frieds auf das Thema ein; sie wird mit einem trinitarischen Votum liturgisch abgeschlossen. Der Liturg (Georg Schützler) trägt keine Amtstracht, sie sei – noch dazu auf dem Hintergrund des württembergischen Pietismus – „zu belastet“ (Schützler). Es folgt ein Gemeindelied aus dem Bereich christlicher Populärmusik („Suchen und fragen“), angeleitet von einem professionellen Musiker. Die Musik, von Berufsmusikern gemacht, ist ganz auf die spannungsreiche Dynamik des Rituals bezogen: Sie stiftet Entspannung und motiviert zum Mitmachen. Dem Gemeindelied folgt eine Körperübung (Fingeryoga), die in der Form variiert, aber fest zum Ritual gehört. Es ist, wie Schützler sagt, das „soft-esoterische Element“ des Gottesdienstes, der seinem Selbstverständnis nach offen für ökumenische und interreligiöse Elemente ist. Die Körperübung leitet zu Selbstwahrnehmung und Konzentration an. Auffallend ist – ähnlich wie bei GoSpecial –, dass an die Stelle der biblischen Lesung („Ursprungserinnerung“) ein anderes Medium tritt, in diesem Fall eine Bildmeditation mit Texten von Wolf Biermann und Dietmar Rost, begleitet von Klaviermusik im Hintergrund. Die Meditation geht bruchlos in ein Gebet über. „Alles fließt“, sagt eine Frau, mit der ich im Anschluss an den Gottesdienst im Kirchenkeller spreche. „Alles fließt“ – das war auch meine Beobachtung, mein Gefühl.

Die Atmosphäre lässt keine scharfen Grenzen zu. Meditation und Gebet gehen ineinander über, auch konfessionelle und weltanschauliche Grenzen bleiben im Fluss, und letztlich auch Gott. Das sei typisch für die urbane Spiritualität, der sie Ausdruck zu verleihen versuchen: Dass Gott nicht fixierbar ist, dass er „heute nur noch sequenzhaft“ (Schützler) erfahrbar sei. Entspannung und Meditation bereiten das Hören der „Predigt“ vor, die gar keine ist. Es ist – auch ausdrücklich – ein Vortrag, populärwissenschaftlich gehalten. In diesem Moment wird der Kirchenraum zur Akademie, neben mir sitzt eine Frau, die nicht zum erstenmal Notizen macht. Erst am Ende des Vortrags wird ein biblischer Aspekt angesprochen und eine Botschaft erkennbar („du bist auf der Welt und deshalb etwas wert“). Die Themen sind auf Sinnfragen fokussiert. Ohne Zweifel ist derachteulengottesdienst eine Gottesdienstform für die „Lebensmitte“.

Die „achteulencombo“ spielt im Anschluss meditative Musik (Oboe, Flöte, Keyboard). Auf ein Lied („Sei unser Gott“) folgen meditatives Gebet und Vaterunser. Die Gemeinde wird gebeten, dazu aufzustehen und eine geöffnete Gebetshaltung einzunehmen. Auch der Schlusssegens hebt die Gemeinschaft hervor, indem ein Segensband gebildet wird. Im Anschluss an den Gottesdienst können Bücher und Mitschnitte erworben werden. Im Kellergewölbe der Kirche gibt es zudem die Möglichkeit, bei Wein und Fladenbrot zusammen zu sitzen. Davon wird rege Gebrauch gemacht.

6 Siehe genauer L. Friedrichs: „Kommen Sie gut nach Hause“ – oder: Wie die Türschwelle zur Heimat wird. Eine liturgiesoziologische Wahrnehmung alternativer Gottesdienste am Beispiel GoSpecial, in: Mildner/Ratzmann, *Jenseits der Agenda*, 113-133.

7 Ich beschreibe im Folgenden den Gottesdienst, wie ich ihn am 21. September 2003 in Ludwigsburg erlebt habe.

8 So Schützler im Nachgespräch zum Gottesdienst.

So weit die Darstellung der beiden Formen. Was fällt hinsichtlich des Phänomens alternativer Gottesdienste auf, also im Vergleich mit dem agendarischen Gottesdienst? Ich nenne drei Aspekte: Zeit, Ort und Form der Partizipation.

Zeit

GoSpecial undachteulengottesdienst sind *Abendgottesdienste*. Darin sind sie „alternativ“ zu den Gottesdiensten am Sonntagmorgen. Dieser Zeitpunkt am Übergang zwischen Wochenende und Arbeitsbeginn hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Er nimmt ernst, dass sich das Lebensgefühl der Menschen und ihr Zeitgefühl verändert haben.

Ort

GoSpecial undachteulengottesdienste sind betont und bewusst weltlich gestaltet. Die Wahl des Bürgerhauses macht dies bei GoSpecial überdeutlich. Es wird nahezu auf alle „anstaltskirchlichen“ (Ernst Troeltsch) Symbole verzichtet: Es läuten keine Glocken, ein Kreuz ist nicht sichtbar. An die Stelle des Kreuzes tritt eine Videoleinwand mit wechselnden Texten und Bildern, an die Stelle des Altars die Bühne, an die Stelle der Kanzel der Bistrotisch. Der Sinn dieser „Entsakralisierung“ wird deutlich, wenn der Prediger ins Kreuzverhör genommen wird: nicht Amt und Institution, sondern persönliche Authentizität und Überzeugungskraft bürgen und verbürgen die Qualität der Botschaft. Deshalb kein Talar, deshalb kein Wort Gottes. GoSpecial zeigt an dieser Stelle deutlich seine freikirchlichen Wurzeln.

Ähnliche Entsakralisierungsphänomene lässt auch das Ritual desachteulengottesdienstes erkennen, aber mit anderem Richtungssinn. Es verzichtet auf Talar, Orgel Gesangbuch und Lesung aus der Bibel: Sie repräsentieren, so kann zugespitzt gesagt werden, die Form einer „Rettungsspiritualität“, die drohe, die „Schöpfungsspiritualität“ vergessen zu machen.⁹

Formen der Partizipation

An der Frage der Partizipation wird noch einmal deutlich, dass trotz vieler Gemeinsamkeiten nicht unerhebliche Unterschiede bei alternativen Gottesdienstformen festzustellen sind.

Derachteulengottesdienst setzt eine Gemeinde voraus, die sich über den gemeinsamen spirituellen Suchprozess konstituiert. Als solche wird sie angesprochen und in Anspruch genommen: Als singende, als betende, als Segen empfangende Gemeinde, aber nicht im konventionellkirchlichen, sondern im selbstbestimmt-spirituellen Sinn. Die Gemeinde derachteulengottesdienste ist eine urbane Gemeinde: Sie bleibt anonym und dennoch gemeinschaftlich im gemeinsamen zieloffenen Suchen.

Anders hingegen GoSpecial. Die Rolle der Gemeinde ist hier die eines Publikums: Die Menschen, die kommen, erleben Musik, schauen ein Theaterstück an, hören einer Rede zu. An fast keiner Stelle wird diese Distanzrolle

durchbrochen, auch das Mitsingen der Lieder wird freigestellt. Ich kann, wenn ich will, Beobachter bleiben, ohne mich ausgeschlossen zu fühlen.

Es ist von daher nicht überraschend, dass den liturgischen Formen ganz verschiedene Gemeindekonzeptionen entsprechen: der aktiven Hausgemeinde (GoSpecial) und der „sequenzhaft“ sich treffenden Stadtgemeinde (achteulengottesdienst).

Mit dem Zweiten sieht man besser?

Ich leite zurück zur Ausgangsfrage: „Mit dem Zweiten sieht man besser?“ und ziehe fünf Schlussfolgerungen aus meinen bisherigen Überlegungen:

„Kirchenfern“ ist nicht „kirchenfern“

GoSpecial und derachteulengottesdienst richten sich ihrem Selbstverständnis nach an „Suchende“, an „Kirchenferne“. Wer aber ist damit gemeint? An den drei Aspekten Zeit, Ort und Form der Partizipation ist deutlich geworden, dass trotz elementarer Gemeinsamkeiten verschiedene Zielvorstellungen nicht nur liturgisch, sondern auch kybernetisch wirksam werden. GoSpecial will als Tor Menschen in die aktive Gemeindearbeit leiten, derachteulengottesdienst will als meditatives Ritual Spiritualität wachsen lassen. Das Etikett ist identisch, der Inhalt ein ganz anderer. Wer auf der Suche nach alternativen Formen des Gottesdienstes ist, muss seine eigenen Zielvorstellungen klären. Liturgisch und gemeindetheologisch. Und sich fragen, was eigentlich mit dem Begriff „kirchenfern“ gemeint ist: Wer ist hier wem fern?

Gottesdienste für „Kirchenferne“?

Ich habe keinen Zweifel, dass die konzeptionelle Absicht bei GoSpecial und bei denachteulen auf Menschen ausgerichtet ist, die mit dem agendarischen Gottesdienst kaum etwas anfangen können und liturgisch gleichsam ungeübt sind. Deshalb sind, bei allen Differenzen, niedrigschwellige Rituale konzipiert: Wer kommt, kann teilnehmen, ohne Vorwissen mitbringen zu müssen oder sich schämen zu müssen, wenn er selbst elementare Texte wie das Vaterunser nicht kennt. Anders als im agendarischen Gottesdienst ist der Sozialdruck niedrig. Wer aufsteht, steht auf. Wer sitzen bleibt, bleibt sitzen, auch wenn andere aufstehen – ohne in der Gefahr zu stehen, böse Blicke zu ernten. Dennoch bin ich skeptisch, ob es ihnen gelingt, tatsächlich „Kirchenferne“ – nochmals: Wer ist das? – anzusprechen.

Ein Blick auf die tatsächlichen Teilnehmerinnen und Teilnehmer zeigt, dass an dieser Stelle die missionarische Hoffnung eher gedämpft bleiben muss. So ist in einer Auswertung von GoSpecial-Fragebögen (aus dem Jahr 2001) deutlich geworden, dass GoSpecial in deutlicher Mehrheit von Menschen besucht wird, die sich der Kirche verbunden fühlen und in ihrem Engagement bereit sind, „Regionalgemeinden“ zu bilden.¹⁰

9 Schützler/Zimmer, *Nachteulen*, 11.

10 Siehe Friedrichs, *Kommen Sie gut nach Hause*, 126-129.

Wenn dem so ist, kann vermutet werden, dass sich über alternative Gottesdienstformen mehr die Landschaft der Kirchenverbundenen ausdifferenziert als dass „Kirchenferne“ liturgisch tatsächlich erreicht werden.

Verhältnis zum „normalen“ Gottesdienst

Zu erinnern ist daran, dass bei GoSpecial wie beim Nachteulengottesdienst der „traditionelle“ Gottesdienst beibehalten wird. Der eine soll nicht gegen den anderen ausgespielt werden. Der Sonntagmorgengottesdienst hat Chancen, die „alternative“ Gottesdienstformen so nicht haben. Diese gilt es wahrzunehmen und so zu stärken, dass das Kultritual unter gegenwärtigen Bedingungen verständlich ist, oder anders gesagt: dass seine liturgische Symbolik erlebbar wird.

Nur ein Zusammenspiel der verschiedenen Wege und Modelle kann die evangelische Gottesdienstkultur gegenwärtig befruchten. Denn nur so treten auch die Stärken der verschiedenen Formen hervor. Wer alternative Gottesdienste in ihrer rituellen Struktur anschaut, wird feststellen, dass Elemente des Zuspruchs, der Zusage von Gewissheit, eher unterbelichtet bleiben. Man kann sogar fragen, ob solche Gottesdienstformen das Element des menschlichen Suchens und Fragens so stark betonen, das kaum mehr Platz bleibt für eine (symbolische) Begegnung mit Gott und seinem Wort (siehe dazu das Wegfallen der biblischen Lesungen).

Impulse für eine facettenreiche Gottesdienstkultur vor Ort

Wer sich mit alternativen Gottesdienstformen befasst, entdeckt, dass evangelischer Glaube vielgestaltig gelebt werden kann, legitim auch in Formen, die nicht am Muster kerngemeindlicher Frömmigkeit orientiert sind. Wer Interesse an einer vielgestaltigen Gottesdienstkultur hat, muss versuchen, so etwas wie eine liturgische „Milieu-kompetenz“ auszubilden und gleichsam formkritisch die Grenzen, aber auch die Chancen verschiedener liturgischer Modelle zu sehen und fruchtbar zu machen. Ein solcher Ansatz reizt auch zu Entdeckungen, zum Ausprobieren und zum Unterstützten von Ideen, die nicht der eigenen Frömmigkeit entsprechen. Vielgestaltigkeit im gottesdienstlichen Leben muss nicht durch aufwendige Projekte oder Neukreationen entstehen. Sie kann sich auch im längst vorhandenen gottesdienstlichen Repertoire einer Gemeinde entfalten.

Was bleibt: ein Dilemma

Wer für Vielgestaltigkeit votiert, trifft auf ein Dilemma, das ich zum Schluss noch benennen will: Gottesdienste sollen, so die theologische Theorie, „für alle“ offen sein. Tatsächlich aber grenzen sie über ihren je spezifischen Stil Menschen aus. Somit ist der „Anspruch des Gottesdienstes am Sonntagvormittag, für die ganze Gemeinde offen zu sein, weitgehend unrealistisch“¹¹.

Dennoch sollte dieser Anspruch nicht aufgegeben werden. Denn mit ihm steht ein Stück christliches Profil auf dem

Spiel, das darauf aus ist, soziale, ethnische und kulturelle Grenzen „in Christus“ aufzuheben (siehe Gal 3,8). So sehe ich die gottesdienstliche Praxis einer spannungsreichen Situation verpflichtet: Formen anzubieten, die zielgruppenspezifisch sind und solche, in denen milieuspezifische Grenzen überschritten werden.

Ausblick: Kasualien als Gottesdienste für „Kirchenferne“

Der Begriff „alternative Gottesdienste“ suggeriert, dass mit den damit angesprochenen Formen auf die eigentlichen liturgischen Herausforderungen unserer Zeit reagiert wird. Doch ist das so?

Nach meinem Verständnis bieten alternative Gottesdienste Erlebnisalternativen für mehrheitlich Kirchenverbundene. Sie suchen eine „Alternative“ zum agendarischen Gottesdienst, der ihnen in der Regel vertraut ist – vielleicht, weil er ihnen zu vertraut ist, vielleicht, weil er nicht ihren spirituellen Bedürfnissen entspricht, vielleicht, weil er als zu starr erlebt wird. Der Erfolg dieser Formen zeigt, dass auch im Bereich der Kirchenverbundenen liturgisch differenziert zu denken ist. Insofern kann die Kreativität und das Engagement in dieser Sache gar nicht hoch genug geschätzt werden.

Dennoch bleibt ihre Reichweite begrenzt. Deshalb ist der Blick noch einmal auf ein anderes liturgisches Feld zu lenken, das der Kasualien. Sie sind, wenn man zugespitzt formulieren will, der Gottesdienst der „Kirchendistanzierten“. So ergeben sich als Ausblick zwei zentrale liturgische Herausforderungen:

1. Es bleibt zunächst die schöne, aber nicht einfache Aufgabe, die Gottesdienste am Sonntag ansprechend und einladend, und das bedeutet auch: in unterschiedlichen Formen, zu gestalten. Dabei gilt zu berücksichtigen, dass den agendarischen Gottesdiensten am Sonntagmorgen eine „Stellvertreterfunktion“ zugeschrieben wird: Sie stehen gleichsam für das „Eigentliche“ und werden von „Kirchendistanzierten“, wenn auch nur gelegentlich, wie selbstverständlich als solche in Anspruch genommen. Wird das Ernst genommen, bedeutet das, dass die Form immer von einer Spannung bestimmt sein muss, von einer Spannung zwischen Vertrautem und Offenem. Eben diese Spannung hält das Ritual lebendig und schützt es vor dem Erstarren.

2. Daneben muss stärker als bisher die Kasualpraxis bedacht werden. Auch mit ihr ist eine höchst spannungsreiche Aufgabe im Blick. Kirche muss im Umfeld anderer Sinnanbieterinnen erkennbares Profil zeigen, aber je konkreter ihre Rituale, so der Religionssoziologe Michael Ebertz, „Inhalte von Glaubenssätzen symbolisieren [...], desto geringer ist ihre Akzeptanz.“¹²

Auch für diese Spannung gilt: Wird sie als Herausforderung begriffen und nicht nach der einen oder anderer Seite hin aufgehoben, hält sie die Kasualpraxis lebendig. Ihr

¹¹ Grethlein, *Alternative Gottesdienste*, 53.

¹² M. Ebertz: *Getauft sein – Christ werden?*, HD 54 (2000), 12.

ist die Suche nach liturgischen Formen aufgegeben, in denen „Biografie und Bibel“ fruchtbar zueinander kommen,¹³ man könnte auch sagen: Formen, in denen Gott so ins Spiel kommt, dass eine Hoffnungsperspektive, lebenserhellend wie mutmachend, entsteht und erlebbar wird. Neben den klassischen Anlässen müssen dabei auch andere Lebensübergänge berücksichtigt werden, der Kasus der

¹³ Zu den homiletischen Konsequenzen eines solchen Ansatzes L. Friedrichs: Gott freiphantasieren – Ästhetische Impulse für biographische Bestattungspredigten, ZThK 101 (2004), 358-378.

Lebensmitte ebenso (Silberne Konfirmation) wie etwa der Eintritt in die Schule (Einschulungsgottesdienst).

Unter nachchristlichen Bedingungen entfalten Gottesdienste genau dort ihren Sinn, wo Menschen das Gefühl haben, mit elementaren Formen und einer schlichten, aber tiefgehenden Sprache in ihren Lebensfragen ernstgenommen und begleitet zu werden. So gesehen, ist das „Alternative“ am Gottesdienst gar nicht primär in dessen Form zu suchen, sondern in der sich je durch ihn öffnenden Sinnperspektive.